

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338128](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338128)

begraben und zerfchmettert worden — in Euch, in Euch lebt nun Deutschlands Stärke — reich mir die Hand Segimer — Deine Hand, Ingraban — Ihr geht einer neuen, fremden Welt entgegen — das Alte muß sterben, das Junge leben, streben und altern — zeigt Euch werth der Väter!“ . . . .

Erschöpft sank der Alte zurück. Stumm drückte Ingraban Segimers Linke, während der jugendschöne, kräftige Jüngling, selbst anzusehen wie eine Offenbarung zukünftiger, siegreicher Kraft, mit der Rechten hoch das breite Schlachtschwert erhob, und den letzten, verschwindenden Sonnenstrahlen nach, wie im Schwure die Worte sprach:

„So gelobe ich Dir, mein Vater, Rache zu nehmen für all' das theure Blut werther Genossen und treuer Väter, Rache an den Räubern des heiligen Herdes der stillen Hütten, Rache an Allen, die mein herrliches Volk zu bethören und zu knechten wagen, Rache an dem, der mit suchverdorrter Hand

am Heiligthum seiner eigenen Väter frevelnd rüttelt und es zu untergraben wagt . . . .!“

Dröhnend klangen die schweren, hellen Worte hinaus in die herbstliche Abendstille. Ein Adler kreiste über der Pichtung, höher, immer höher, dann verschwand er gen Osten, dahin, wo die eben verglommene Sonne thaufrisch, morgenschön, in neuer, siegender Pracht sich wieder erheben mußte . . . .

Tiefbewegt drückte der Alte Segimers Hand, glänzenden Blickes sah der Alte dem stolzen Vogel dort hoch in den Lüften nach, dann legte er sich auf die Seite und gab stumm einen Wink. Sie trugen ihn hinein in den Saal — — —

Zwei Tage darauf hatte der alte Ingiomer geendet. Segimer und Ingraban standen allein da, vor dem Hügel mit der Aschenurne des theuern Todten. Neben ihm ruhte Gerwig. — Und in langer Umarmung gelobten sich die Beiden Treue, sich selbst, ihrem Schwur, dem Vaterland . . . . .

## Zwei Fabeln.

### I.

Auf der Welt und auf dem Hühnerhof liegt die Schwüle des Sommernachmittags. Die Hennen wühlen sich in den heißen Sand unterm Vordach und der Hahn steht mitten unter ihnen.

Er reckt sich und dehnt sich. Er schnellt den Kopf aus der gesträubten Halskrause: „Kikeriki-hä-i! Seht das bin ich — dieses Gefieder — diese Stimme, diese Kraft, diese Weisheit — sehet und staunt, diese imposante Erscheinung, kurz mein ganzes, bedeutendes Ich, — — alles aus mir heraus, alles selbst erworben — kurz: — Ich bin Ich — Kikeriki-hä-i!“

Die Hennen heben den Kopf und drehen ihn schief nach oben und glozen mit den kreisrunden Augen und blinzeln. . . . .

„O mein, o, mein“ quackt da eine feiste Haubente — „wenn die Herrschaften erlauben in ihrer Nähe“ . . . und watschelt heran: —

„Ach Gott ja, was giebt's für große Herren auf der Welt — theils sind sie's, theils bilden sie sich's auch nur ein — —“ hier zwinkerte die Ente hämisch nach dem stolzen Hahn —

„. . . . Ja Unjereins, ja das ist bescheiden, . . . gar fein sehr bescheiden, . . . und thut nicht groß . . . und weiß, daß es schwach ist vor allen . . . und ist brav und gottseelig und von Herzen demüthig wie sich's geziemt vor Gott und den Menschen, . . . und . . .

„O ekle Prahler! . . .“ zwitscherte ein Spatz, der zugehört hatte, vom Vordach herunter, . . .

lumpige Renommisten alle beide!“ — piff lustig in's Blaue und flog davon. — —

Gravitätisch reckte sich der Hahn: „unverschämtes Bagabundenpaar!“ — kollerte er. — — — —

„. . . . Hat der Gottlose dort oben auch mich gemeint?“ klagte die Ente und zerdrückte eine große, dicke Thräne. — — — —

### II.

Auf einem Stein saß der Sauhirt und blies auf einem Buchenblatt. Am Waldrand aber grunzten die Schweine und bohrten im Moos nach Eichel und Larden. Eine Schwalbe schoß im Flug daher, hoch aus der Luft herab und setzte sich auf einen Zweig: „Euch Schweine muß ich bemitleiden“ sagte sie zu einer großen Sau, „den ganzen Tag in Schmutz und Koth, und nie ein Blick nach oben, nach Himmel und Sonne. —“

„Di, oi“ grunzte die Sau. . . . .

„Geistloses Thier,“ ereiferte sich die Schwalbe, „bist Du so ganz ohne höhere Interessen, thust Du sonst gar nichts, als mit dem Angesicht im Schmutz wühlen — nach Nahrung? — O, wenn Du Flügel hättest wie ich, wenn Du hoch oben . . . .“

„Brauch ich nicht, brauch ich nicht,“ grunzte die Sau — „es gibt dort droben doch nichts zu fressen für mich — denn Rücken und Schnafen sind nicht meine Speise . . . jeder sucht's, wo er's findet. . . .“ Grunzte und schmatzte. — Die Schwalbe flog beschämt von dannen.

Fredy Schmid.

## Nach Amerika.

Von Fritz Möhrlin.

Dem Schreiber dieser Zeilen war es vergönnt, an einem schönen Maientmorgen dieses Jahres in der Richtung nach Bruchsal zu fahren. Bald schweifte das Auge über thauglänzende Saaten und Ackerfelder, aus denen singende Vögel emporstiegen, bald blieb es an den mit Reben bedeckten Hügeln hängen, bald fesselte es fröhlich arbeitende Menschen, ein Pfluggespann oder ein Sämann, dem die Egge folgte, bald streifte es ein stattliches Dorf, das ganz in blühenden Obstbäumen begraben war. Wem schwoll bei diesem herrlichen Anbilde nicht die Brust von froher Hoffnung und wem drängte sich nicht das alte Lied auf die Lippen, welches anfängt: In der Heimath ist es schön.

Von dem Allem schienen aber die Reisebegleiter des Schreibers wenig zu empfinden, denn ihre Blicke schweiften in weite Fernen, in eine ungewisse Zukunft, der sie mit bangen Erwartungen, mit stumpfer Gleichgültigkeit, ja selbst mit leichtsinniger Unbefangenheit entgegengingen, als erwarte sie dort eitel Lust und Ueberfluß. Sie verstanden die Sprache nicht mehr, die dieser herrliche Frühlingsmorgen zu ihnen redete, daß sie die Hoffnung nicht aufgeben sollten, denn wieder bereite sich die Natur vor, Segen in Fülle zu spenden, von dem gewiß auch für sie ein bescheidener Theil abfalle wenn sie sich nur darum bemühen und es nicht verschmähen wollen, anstatt sich trügerischen Hoffnungen hinzugeben, welche in vielen Fällen nur von Enttäuschungen gefolgt sind. Ist es denn so weit, daß der heimathliche Boden diese Menschen nicht mehr ernähren kann, daß sie in Schaaren in die Ferne ziehen, oder sind es andere Beweggründe, welche sie dazu treiben. Diese Frage beschäftigte den Schreiber, weshalb er sich Mühe gab, von den Einzelnen zu erfahren, was sie forttrieb.

Diese vier jungen Burschen hier sind Waisen, ihr blaßes, kränkliches Aussehen deutet auf schlechte Ernährung. Sie sind dem Ruße Bekannter gefolgt und beeilen sich, dem Vaterlande zu entfliehen, bevor sie die Militärdienstpflicht daran hindert. Werden sie den Ansprüchen gewachsen sein, welche die dortigen Verhältnisse an ihre Körperkraft stellen, werden sie die Einflüsse eines veränderten Klimas ertragen können, unter denen so viele leiden. Allerdings werden sie wohl wenig vermiffen, was ihnen die Heimath theuer machte und dennoch sind sie es, welche den Abschied vom Heimathlande und den Gräbern der Eltern am Schwersten zu empfinden scheinen und sicher gibt ihnen die alte Heimath ihren Segen in das neue mit. Ganz anders jene junge Burschen, welche mit ihrer Mutter hinüberwandern, um bei einem wohlhabenden Vetter Aufnahme zu finden.

Sie scheinen für all das Gute, was ihnen die Heimath erwies, nicht die geringste Erinnerung zu haben. Die glänzende Aussicht hat sie verblendet und sie treiben allerlei Unfug im Wagen, so daß der Wunsch eines Mitreisenden, daß ihnen die neue Welt tüchtige Nasenstüber versetzen möge, allgemeinen Anklang fand. Ja, dieser Uebermuth sollte denn auch nicht ohne Strafe bleiben, denn noch auf heimathlichem Boden entführte der Wind dem Uebermüthigsten den Hut und nun gab es doch bedenkliche Gesichter über diesen Verlust, den man als ein schlimmes Vorzeichen betrachtete.

Mit wilden Haaren und verstörtem Blicke sitzt dort ein junger Mann, dem man ansieht, daß ihn nichts weniger als die Wanderlust und der Unternehmungsgest nach Amerika treiben. Er ballt die Hände und murmelt Verwünschungen, während der Kopf noch von dem Weine befangen scheint, den er im Kreise der begleitenden Kameraden trank, um den Zorn hinunter zu schwemmen, daß die Heimath seine Ausschreitungen nicht mehr duldet, daß die Geduld und vielleicht auch die Mittel seiner Eltern und Anverwandten erschöpft waren, um seine Ausschweifungen zu bezahlen. Für solche Menschen gibt es nur noch eine letzte, bittere Arznei — Amerika! und die hat schon Vielen geholfen, wenn sie vor die Frage gestellt waren: zu arbeiten oder zu hungern, wenn ihrem Uebermuth mit Entschiedenheit entgegengetreten wurde und sie in der Kunst frech und herausfordernd zu sein, zehn Meister fanden für einen. Dort lernt er schaffen und wird sich dessen nicht schämen, wie hier, sagt Einer, der selbst drüben war, denn dort wird nur der Faule verachtet; jeder thätige Mensch ist aber gleich geachtet, ob er die Straße kehrt oder den Staat lenkt. Ja darum dürfen wir die Amerikaner beneiden und sicher könnte auch bei uns manchem vorlauten und aufdringlichen Menschen der Kopf zurecht gesetzt, und derselbe vor Ausschreitungen bewahrt werden, wenn es nicht Sitte wäre, solche Menschen noch zu hätscheln und sicher befäße die Landwirthschaft manche tüchtige und intelligente Arbeitskraft mehr, wenn die Handarbeit nicht in den sogenannten gebildeten Klassen als entwürdigend gälte und man sich nicht bemühte, aus dem Söhnchen wenigstens einen Schreiber zu machen.

Wer ist der finstere Mann, dessen Haare schon anfangen zu bleichen, der sich dort in die Ecke drückt und mit gehässigen Blicken in die schöne Landschaft hinausblinzt, während seine Kinder verschüchtert um ihn sitzen und die Thränen kaum verbergen können, daß sie die schöne Heimath verlassen sollen. Dem Manne ging's gut, das verräth sein Aeußeres und

es war sicher nicht die Noth, welche ihn nach Amerika trieb. Nein, der Bauer neben mir kennt ihn, er war ein gar angesehener Mann in der Gemeinde, aber er war ein Prozeßer, ein Rechtshaber, ein gewaltthätiger Mensch, der mit seinen Nachbarn stets in Händeln lebte, der alle Menschen des Eigennuzes beschuldigte, nur nicht sich selbst, der über den Gemeinderath loszog, der allerdings nicht zu den pfißigsten gehörte, dem er aber durch sein besseres Wissen und mit Geduld und Ausdauer hätte große Dienste leisten können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, nur zu schimpfen und dieses hatte endlich die Folge, daß er fort mußte, um ernstlichen Unannehmlichkeiten zu entgehen. Nun ist er erbittert über alle Menschen und will sich in eine einsame Gegend vergraben, wo er über Gott und die Welt losziehen kann nach Herzenslust. Dieser Gegenden gibt es allerdings genug in Amerika, allein dort gerade wird er fühlen, was uns die Menschen sind, wie werthvoll uns ihre Theilnahme und Mithilfe ist und wenn sein Herz noch nicht ganz versteinert ist, wird er wohl zu der Einsicht kommen, daß seine eigene Selbstsucht ihn auf Irrwege führte, die ihm seine alten Tage verbittern.

Dem alternden Manne hier in der ärmlichen Kleidung und mit einem Häuflein Kinder, deren kleinstes die Mutter an der Brust trägt, sehe ich's an, was ihn nach Amerika treibt. Es ist die Noth, er konnte nicht mehr fortmachen in der alten Heimath. Es ist die alte Geschichte, welche wir schon so oft hörten: das väterliche Gut wurde getheilt und wieder getheilt, bis die Abschnitte zu klein waren, um eine Familie zu ernähren und womöglich wurden auch noch theure Grundstücke zugekauft, welche die kleinen Ersparnisse verschlangen, ohne daß man die Zügel bezahlen konnte und endlich die ganze Heimath opfern mußte, um nur noch das Ueberfahrts-geld herauszuschlagen. So korrigirt sich jeder Uebelstand von selbst, jedoch oft zum großen Schaden der Betheiligten. Wer hätte den armen Mann gewarnt, daß er in sein Unglück renne, daß er nicht eher heirathen solle und wem hätte er es geglaubt, es machens ja Viele so. Hätte er nicht im Heimathlande selbst, in weniger dicht bevölkerten Gegenden ein Unterkommen als Tagelöhner finden können, wo tüchtige Arbeitskräfte noch gesucht sind, wo der Boden noch billig und das Auskommen einer Familie weniger schwer ist? Und welche Aussichten blühen dieser Familie in Amerika, wo Leute ohne Mittel und Kenntniß der Sprache häufig von ihren eigenen Landsleuten ausgebeutet werden, die sich diesen Umstand zu Nutzen machen und sie so in möglichster Abhängigkeit erhalten! Sie dürfen sich auf traurige Erfahrungen gefaßt machen und zufrieden sein, wenn es einmal ihre Kinder besser bekommen!

Ohne Geld zum Anfangen eines Geschäftes, ohne Kenntniß der Sprache und ohne die Beihülfe Bekannter auszuwandern, welche die dortigen Verhältnisse kennen, ist sehr gefährlich, sagt mein Gegenüber, der selbst dort gewesen und der seinem schäbigen Aufzuge nach auch keine Seide gesponnen hat. Er hat wohl recht, wenn er ein paar kräftigen Mädchen, welche zuversichtlich dreinschauen, zuruft: wenn Ihr euch bei uns gefallen liebet, was dort, so brauchet Ihr nicht nach Amerika zu gehen, aber es ist für Viele erst die rechte Schule, damit sie arbeiten und sich fügen lernen. Gar Mancher würde das bei uns als unerhörte Zumuthung und unter seiner Würde ansehen, was er dort freiwillig thut. Für treue und zuverlässige Dienstboten wäre bei uns noch reichliche Gelegenheit zu gutem Verdienst bei anständiger Behandlung und wenn sie zu sparen verständen, wie ehemals, als sie bei geringem Lohn vorwärts kamen, so könnten sie mit Sicherheit auf ihr Fortkommen und ihre Versorgung rechnen, während sie so einer unsichern Zukunft entgegengehen. Viele Tausende leben dort in armseligen Verhältnissen oder kehren enttäuscht zurück, aber diese schämen sich zu klagen, während diejenigen, denen es gelungen ist, viel Värm und Prahlerei machen. So sprach mein Gewährsmann.

Sicher ist es, daß Viele in Amerika das suchen, was sie auch bei uns hätten finden können, wenn sie ihre Fehler und Schwächen, ihre Faulheit und Vorurtheile nicht daran gehindert hätten. Ihnen ist Amerika nur eine herbe Schule. Diejenigen aber, denen es nicht am guten Willen fehlt, mögen sich's noch einmal überlegen, denn es wird ihnen so vieles fehlen, was ihnen die Heimath thut macht. Am Ende sagen sie: wenn ich das Alles gewußt hätte, was ich hier erfahren habe, hätte ich zu Hause bleiben können. Das Vaterland aber muß mit allen Mitteln darauf hinwirken, daß ihm tüchtige Kräfte, welche den heimathlichen Boden bebauen und mit ihrem Kapital befruchten, erhalten bleiben. Hat man das in Amerika doch auch erkannt und bietet alles auf, um Landarbeiter in den kräftigsten Jahren und mit etwas Kapital anzuziehen und ihnen die Ansiedlung zu erleichtern.

Da fahren sie nun hin, welche die Bande mit der Heimath zerrissen haben und wenn ihre Gedanken jetzt auch mit ganz anderen Dingen beschäftigt sind, so werden sie sich doch dort drüben noch lange des herrlichen Morgens erinnern, der ihnen zum Abschied zulachte. Mögen sie es dann nicht zu bereuen haben, daß sie diesen Entschluß faßten; sicher wird aber Diejenigen, welche nicht kalt und leichtvergeßlich und undankbar sind, ein wehmüthiges Gefühl bei dieser Erinnerung anwandeln und sie werden mit uns ausrufen: In der Heimath ist es schön!

# Fürst Bismarck

† 30. Juli 1898.

Schwül und drückend liegt die Julisonne heiß  
Ueber erntereifen, erntemüden Saaten;  
Um den düsterblauen Himmel zieht sich leis,  
Tief im Norden Dunstgewölk in grauen Schwaden . . .  
    ferne, ferne zuckt ein Wetterleuchten — —  
    ferne grollt's wie Donner durch die feuchten,  
    Schweren Abendnebel — hört Ihr nicht  
    Was das dumpfe Rollen drohend spricht?  
„— — Hütet, Menschen, Eure sichelreifen Fluren! . . .“  
Sah Ihr dort, wie Blitz um Blitze niederfahren? —  
— Und der Sturm erhebt sich, und der Himmel loht: — —  
Hört Ihr's brausen durch die Lüfte?: — „Bismarck todt!“ . . .  
Durch die Welt hin ruft's im Sturme: „Bismarck todt!“ —  
„Bismarck todt!“ — so schauerts durch die alten Eichen —  
„Bismarck todt!“ — so schreibt das blut'ge Abendroth  
An das Firmament mit hellen Flammenzeichen — —  
    Deutsches Volk! Der Sonne letzter Schimmer  
    Sagt es Dir: „Dein größter Sohn ist nimmer!“ —  
    Deutsches Land! Das letzte Abendroth  
    Sagt es Dir: „Dein Genius ist todt!“

. . . . Dumpfes Glockenläuten trägt die Todtenklage  
In die Arbeitsstille der gewohnten Tage . . . .  
Deutscher Bauer! Aus der Ernte Schweiß und Noth  
Blicke betend aufwärts — denn Dein Freund ist todt . . .

Bleischwer lastet's ringsum, wie Gewitterschwüle,  
Letztes Hoffen nahm der letzte Sonnenstrahl . . . .  
Sehzend sehnt sich die Natur nach Abendkühle  
Und nach Sturmerlösung aus der Todesqual.

— — — Und nun siehe! — leise rauscht der Regen —  
Sieh! — Der Himmel weint den Thränenregen,  
Weint die Liebesthränen, ungezählt,  
Nieder auf die kummerbange Welt — —

. . . Deutsches Volk! o siehe!, so sollst Du weinen, weinen  
Um die Besten, Größten, Edelsten der Deinen!

. . . Dann wird aus der Thränenfaat der Dankbarkeit  
Neu Dein Genius steigen über Raum und Zeit!

Fredy Schmid.





